

Zur Erinnerung an Hedwig Maria Dorosz

Autor(en): **Mächler, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **22 (1947)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-322131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Erinnerung an Hedwig Maria Dorosz

Von ROBERT MÄCHLER

Es gibt Dichter, die mit bewundernswerter Formsicherheit sprachliche Kunstwerke hervorbringen und so in der Welt des Geistes (bescheidener gesagt: des bedruckten Papiers) früher oder später zu verdienten Ehren gelangen. Und es gibt andere, die sich nicht minder zum dichterischen Ausdruck gedrängt fühlen, mit nicht geringerem Ernst das «*monumentum aere perennius*» erstreben und doch jenes gefällige Ebenmass selten erreichen, das eine Dichtung sozusagen gesellschaftstauglich und auf dem Büchermarkt wettbewerbsfähig macht. Eine vollkommene literarische Gerechtigkeit hätte aber in solchem Falle zu prüfen, ob in der mangelhaften Hülle sich nicht ein wesenhafterer Geist bekunde als in den marktgängigen Erzeugnissen der Formgewandten, — ob nicht gerade das eigentlich Wertbegründende: unmittelbare Echtheit des Erlebens, den Dichter gehindert habe, mit gelassener Sorgfalt an der Vollendung der Form zu arbeiten.

«Aussi une oeuvre qui est l'expression sincère de l'âme de l'artiste garde-t-elle toujours sa valeur, même si elle n'est pas parfaite au point de vue technique, tandis qu'une oeuvre composée artificiellement ne pourra jamais prétendre à être une oeuvre d'art, même si elle est irréprochable au point de vue technique.» — Mit diesem Satze ihrer Genfer Habilitationsschrift «*La Vie et le Beau*» hat Hedwig Maria Dorosz, noch bevor ihr Dichtertum sich entfaltetete, dessen Rechtfertigung ausgesprochen.

Dem feinfühligen, scheuen Polenkind, das 1912, im Alter von sieben Jahren, nach Baden kam, wurde schon die hiesige Schulzeit zu einem schwierigen Lebensabschnitt. Am Seminar Wettingen erwarb Hedwig Dorosz das Lehrerpapent, studierte darauf an der Universität Zürich, wo sie den Doktorgrad der Philosophischen Fakultät I erlangte, und wurde im Jahre 1934 Privatdozentin für Aesthetik und Psychologie an der Universität Genf. Ein erstaunliches Unterfangen: die deutsch gebildete Polin hält in französischer Sprache Vorlesungen über scharf umstrittene Fächer der Geisteswissenschaft! Zu deutlich aber spürte die junge Adeptin akademischer Gelehrsamkeit die Unruhe eines persönlichen Schicksals in sich, als dass sie dauernd in wissen-

schaftlicher Arbeit hätte aufgehen können. Die Stimme des dichterischen Naturells mochte mitsprechen, als sie bei Kriegsbeginn sich entschloss, nach Baden zu ihren getreuen Eltern zurückzukehren. Neben hingebend versehenen Stellvertretungen an der Badener Bezirksschule und andern aargauischen Mittelschulen lebte sie fortan ihren Dichtungen, wohl vorausführend, dass ihr nur noch kurze Frist vergönnt war, um die trauerbeschattete Schönheit ihrer Seele in Menschenworten mitzuteilen. Am Tage nach Himmelfahrt 1946 ist Hedwig Maria Dorosz einer Lungenentzündung erlegen, die sie sich im Schuldienst zugezogen hatte.

Drei hinterlassene Romane und ein Drama — eine Auseinandersetzung mit dem Hitlergeist — sind reich an feinen psychologischen Zügen und hochstrebenden Gedanken, fügen sich aber so wenig den Spielregeln des herrschenden realistischen Schrifttums, dass sich schwerlich ein Verleger oder eine Bühne ihrer annehmen wird. Abgesehen von kleinen Erzählungen in Zeitschriften und zahlreichen Aufsätzen in den Lehrerzeitungen sind zu Lebzeiten der Verfasserin bloss zwei Gedichtsammlungen gedruckt worden: «Die Flamme» und «Poetische Weltfahrt».*)

Die zünftige Literaturgeschichte wird ihnen kaum viel Ehre antun. Die Formkritik stösst sich an Wendungen, die dem Sprachgebrauch des Alltags angehören, an bizarren bildlichen Ausdrücken und an Mängeln des Versbaus. Dafür hat diese Gedanken- und Bekenntnislyrik, die sich so einheitlich und eindeutig als solche gibt, der durchschnittlichen Frauendichtung gegenüber den Vorzug einer ausgeprägten Eigenwilligkeit. Als Gebilde einer Frau ist zumal die «Poetische Weltfahrt» eine ungewöhnliche Erscheinung — zu vielverzweigt in ihrer weltanschaulichen und kulturkritischen Thematik, um in diesem kurzen Gedenkwort nachgezeichnet zu werden. (Eine Besprechung erschien im «Badener Tagblatt» vom 19. Januar 1945).

Herrscht in der «Weltfahrt» die Gedankenlyrik vor, so in dem Bändchen «Die Flamme» das Bekenntnis. Mögen einzelne dieser Gedichte «Kassandra» oder «Heraklit» oder «Kaspar Hauser» betitelt sein, fast alle sprechen vom eigenen

*) Unter dem Titel «Ausklang» ist anfangs Dezember 1946 noch eine Auswahl aus dem lyrischen Nachlass erschienen (Verlag Crotti, Zürich).

Selbst der Dichterin, von der Einsamkeit des geistigen Menschen, von seiner Sehnsucht nach unverlierbarem Wert und Sinn. Im Zeichen eines schwermütig unirdischen Eros steigert sich diese Sehnsucht zu verzehrender Spannung:

Oft möcht' ich zu dir kommen froh und frei
und tun, als ob ich's ganz von Herzen sei.
Mit Liebesnichtsnutzworten, Scherz und Lachen
möcht' ich dich gerne weich und glücklich machen.

Doch meine Seele weint um dich und mich
und jeden Tag, der uns bereits entwich.
So schmerzlich kurz ist uns beschied'ne Zeit,
so schneidend nahe die Vergänglichkeit.

Oft sinken Tränen schwer auf deine Hand.
Vergib, dass ich den Schmerz nicht überwand!
Oft tönt ein Schrei, o, schau mich nicht so an,
Gott weiss, dass ich nicht besser schweigen kann!

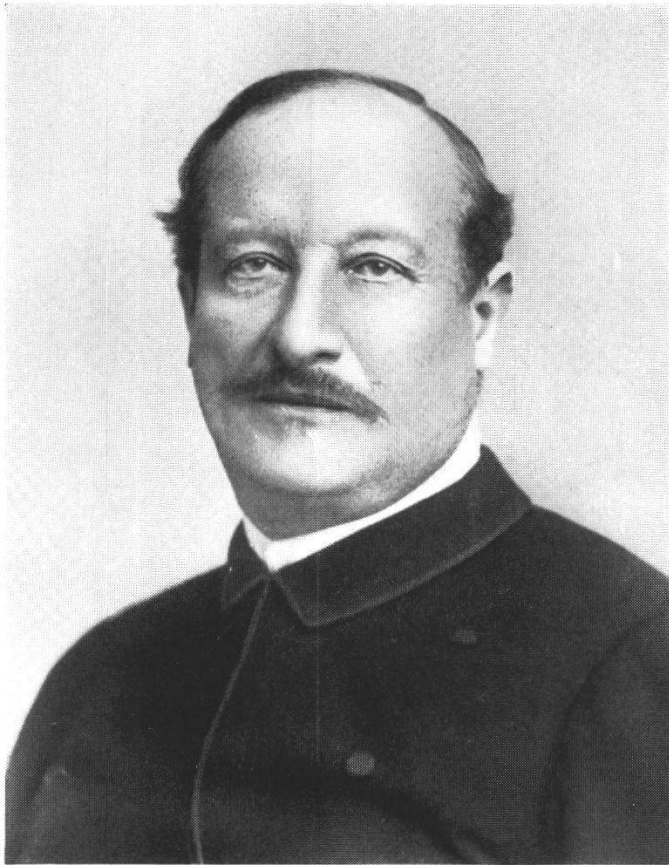
Noch gibt «ein Gott, zu sagen, was ich leide», aber bedrohlich nahe ist oft jene Seelenlandschaft, wo das Leidensdunkel durch keine Dichterformel mehr zu erhellen ist:

Heisse mich dies oder das,
aber heisse mich nimmermehr sprechen.
Denn meine Worte zerbrechen
wie hauchdünn gegossenes Glas.

Sie wollen das Weh nicht erfassen
und sind auch dem Glück nicht gewillt.
Sie verweigern sein Spiegelbild,
weil sie das Allzuviel hassen.

Denn nur die Mittlern geniessen
den wortgesegneten Strich.
Wer aber der Mitte entwich,
der muss es mit Schweigen büssen.

Zuweilen wird ein kämpferisches «Trotzdem» laut. Einmal bäumt sich der Lebenswille gegen die tödlichen Mächte des Weltschmerzes leidenschaftlich auf und «droht als schwarzes Fäustepaar». Aber der weibliche Gehorsam gegen



Bildhauer
Robert Dorer
(1830 – 1893)



Hedwig
Maria Dorosz
(1905 – 1946)

Photo Gallivaggi, Baden



Aus „Dr. O. Mittler: Kirchen und Klöster“ (Aarg. Heimatgeschichte IV)

Bernhard von Clairvaux

Glasscheibe in Graumalerei (Grisaille) im Nordarm des Kreuzganges zu Wettingen. Darstellung einer Episode aus der Legende, nach der Christus vom Kreuze sich zum hl. Bernhard und seinem Konvent herabneigt. Auf der rechten Seite kniet der Stifter des Bildes, Rudolf Wülflinger, Abt in Wettingen von 1434–1445, der für sein Kloster 1439 vom Konzil zu Basel die Pontificalien, jene gewöhnlich nur dem Bischof verliehenen Ehrenabzeichen, erhielt. Im Vordergrund die Wappen der Abtei Citeaux und des Stifters.

das Schicksal schreckt vor der Dämonie des Eigenwillens zurück. Die stets erneuerte Bereitschaft zum Leiden — die von Dostojewski so hoch gepriesene Tugend — feilt auch gegen nihilistische Wertverneinung. In der Höhenluft der Einsamkeit eröffnet sich der Ausblick auf das Unzerstörbare:

Und was man Tod nennt, ist bloss ein Hinüberwandern
in jene andre aug'entrückte Daseinsseite,
in unbeschwerte, gottesatemberlaue Weite.

Jedoch die Grundstimmung des Büchleins ist ein Akkord des Tragischen und des Elegischen. Der fest in die Maschinerie der Gesellschaft eingeordnete Weltmensch mag fragen, was denn die rechtfertigende Ursache solch eines leidselig-todsüchtigen Dichtens sei. Es sind ja zum geringsten Teil Nöte des äusseren Daseins, was hier Wort geworden ist. Wer aber den vergangenen Krieg und seine Orgien des Bösen nicht stumpfen Sinnes miterlebt hat, wird einem Menschen, der vermutlich schärfer als die meisten die untergründige Beziehung zwischen Zeitgeschichte und eigener Lebenslinie empfand, die Ursache zum Weltschmerz nicht leichtfertig absprechen. Hedwig Dorosz erfuhr, was sie ihren Heraklit sagen lässt: «Das Licht macht einsam.» Den griechischen Denker machte zumeist das Licht der Erkenntnis einsam — der Frauenseele wurde zur leidvolleren Einsamkeit, dass sie mit dem Licht und der Wärme ihrer Liebe in dieser Welt sich unbeheimatet fühlen musste. Frühzeitig ward sie eingeweiht in das Geheimnis

vom unentrinnbaren Erduldenmüssen,
dem Feuerweg zum Grossen, Reifen, Süssen . . .

Es war ihr bestimmt, mit dem eigenen, kurz bemessenen Menschenleben für die überwindende Selbstgewissheit solcher Gesinnung zu zeugen.

Dann aber rieselte der letzte Erdensand
von ihrem Geist in seinen Grund zurück,
und sie eroberte sich Stück für Stück
vom neuen Land.